

Freunde der Monacensia e.V.  
**Jahrbuch 2015**

Herausgegeben von Waldemar Fromm, Wolfram Göbel  
und Kristina Kargl

**Allitera Verlag**

Weitere Informationen über den Förderverein *Freunde der Monacensia e. V.*  
unter [www.monacensia.net](http://www.monacensia.net)

BILDQUELLEN:

S. 58, 62, 65, 100, 101, 113, 298, 301 Monacensia – Bibliothek und Literaturarchiv, München; S. 58, 62, 65 Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Frido Mann; S. 80, 81, 90, 97 Haushofer-Privatarchiv, mit freundlicher Genehmigung von Renate Haushofer; S. 119 ohne Nachweis.

Oktober 2015  
Allitera Verlag  
Ein Verlag der Buch&media GmbH, München  
© 2015 Freunde der Monacensia e. V., München  
Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink  
ISSN 1868-4955  
Printed in Europe · ISBN : 978-3-86906-794-0

Gertrud Maria Rösch

## Keine Kirchweihrauferei

Ludwig Thomas Verhalten in der Weimarer Republik

Über die letzten drei Lebensjahre Ludwig Thomas lässt sich trefflich streiten. Mehr als die Daten, die bekannt und nachgewiesen sind, interessiert hier die Frage, die schon die Zeitgenossen bewegte, darunter Kurt Tucholsky (1890-1935) und Theodor Wolff (1868-1943), wie es denn zu diesem Gesinnungswandel kommen konnte: Vor dem Weltkrieg war Thoma ein Satiriker, der »einst die Götter des deutschen Militarismus und den Spießerbauß beißend verhöhnte«; so charakterisierte ihn Theodor Wolff, der das *Berliner Tageblatt* herausgab, am 20. Juni 1921 angesichts der Gerüchte, Thoma schreibe inzwischen für den *Miesbacher Anzeiger*.<sup>1</sup> Nur trafen die Gerüchte leider zu und erhoben sich auch nicht zum ersten Mal, denn seit 1917 war Thoma dabei, das nationalkonservative und revanchistische Lager, zuerst der Vaterlandspartei und dann der Bayerischen Volkspartei, publizistisch zu unterstützen.

In der Nachzeichnung dieses Wechsels – die Zeitgenossen sprachen weniger neutral von »Umfallen« – sollen zum einen die Funktion und die Grenzen der Satire in den Blick kommen, die sich diese Blattmacher auf die Fahne geschrieben hatten. Zum anderen soll die Aufgabe des Intellektuellen und Moralisten deutlich werden, deren Erfüllung sich die *Simplicissimus*-Zeichner und -Autoren zugute hielten. Dadurch wird sich Thomas Grundproblem erweisen, das sein Verhalten zwischen 1919 und 1921 treffender bestimmt als die rein biografischen Umstände. Auch diese mögen eine Rolle gespielt haben, also die (unerkannte) Krebs-Erkrankung und die persönlich quälende, weil stagnierende Beziehung zu Maria von Liebermann (1884-1971).

Die Beweise für diese Argumentation, die sich auf die Funktion der Satire konzentriert, liefern die Zeitgenossen in ihren Erinnerungen und Briefen und allen voran ein mit Thoma jahrelang bekannter Au-

---

<sup>1</sup> Gertrud Maria Rösch: *Ludwig Thoma. Der zornige Literat*. Regensburg 2013, 125f.

tor und Mitarbeiter des *Simplicissimus*, der aus dem Allgäu stammende Arzt und Schriftsteller Hans Erich Blaich (1873–1945). Dieser war seit 1905 als Facharzt für Lungen- und Halskrankheiten in Stuttgart tätig, übersiedelte 1909 nach Pasing und dann nach Fürstenfeldbruck, weil ihm die literarische Mitarbeit an den Zeitschriften *Der wahre Jakob*, *Jugend* und *Simplicissimus* bedeutungsvoll genug war. Für seine Natur- und Zeitgedichte wählte er zwei Pseudonyme, mit denen er abwechselnd unterschrieb. Von ›Dr.Owlglaß‹ – dieser englische Name spielt auf ›Eulenspiegel‹ an – stammten die nachdenklichen und mitunter melancholischen Texte über menschliche und jahreszeitliche Themen; mit ›Ratatöskr‹ waren die politisch-zeitkritischen Texte unterschrieben – ›Ratatöskr‹ heißt das Eichhörnchen, das an der Weltesche Yggdrasil den Boten zwischen dem Drachen an der Wurzel und dem Adler in seinem Wipfel spielt. Vertraglich verpflichtet war er zu fünf Texten im Monat, die danach alle in Sammelausgaben erschienen; Volker Hoffmann nahm 1981 zahlreiche in die bislang einzige Neuausgabe der Texte Blaichs auf.<sup>2</sup>

Formell als Redakteur war Blaich in den Jahren 1912 bis 1924 tätig und dann wiederum von 1933 bis 1935. Wertvoll für die wissenschaftliche Erschließung ist die Reihe seiner Tagebücher, die er vom 1. Juli 1911 bis zum 22. Oktober 1945, also bis eine Woche vor seinem Tod, gewissenhaft führte (er starb am 29. Oktober in Fürstenfeldbruck, wo er 1931 endlich ein Haus mit Garten hatte kaufen können). Blaich war mit der sechs Jahre jüngeren Anna Strobel aus Ulm verheiratet, die als Bildhauerin und Photographin tätig war und ihn um neun Jahre überlebte.

Der Nachlass einschließlich der neun dicken Diarien ist im Deutschen Literaturarchiv in Marbach (DLA) zugänglich und könnte nicht allein für die Redaktionsgeschichte des *Simplicissimus* eine wertvolle Quelle darstellen, sondern auch für die Mentalitätsgeschichte des konservativen Bürgertums in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Blaich erlebte und protokollierte zwei Niederlagen und im Falle von

---

<sup>2</sup> Biografische Daten gibt Hoffmann, Volker (Hg.): *Dr. Owlglass. Ausgewählte Werke des ›Simplicissimus‹-Dichters Hans Erich Blaich. Mit sämtlichen Briefen an Kurt Tucholsky. Mit einer Einleitung, Anmerkungen und einer Bibliographie.* Kirchheim/Teck 1981; eine neuere biografische Darstellung findet sich bei Manfred Bosch: *Hans Erich Blaich.* In: *Lebensbilder aus Baden-Württemberg.* Bd. 21. Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde Baden-Württembergs hg. v. Gerhard Taddey. Stuttgart 2005, 457–479.

1918 auch den darauf folgenden Umsturz und die mühsame Neube-gründung. Aus diesen Tagebüchern lässt sich Thomas Verhalten gewis-sermaßen aus der unmittelbaren, simultanen Innensicht beschreiben.

Blaich notierte regelmäßig in diesen Jahren, dass er am Dienstag die Nummern »zusammenbaut«. Als basso continuo ziehen sich Bemerkungen durch die Einträge wie die folgenden:

»Nr=Bau in der alten bewährten Weise« (am Dienstag, 15. Juni 1920), und eine Woche später: »Nr-Bau, Auflage soll jetzt 36.000 be-tragen – Geheeb ist verstim[m]t« (am Dienstag, 22. Juni 1920). »Früh München – so gut wie nichts zu tun«, lautete sein Eintrag am 9. Juli 1920, und am Dienstag, 3. August 1920: »Nach München wie üblich, Nr= gebaut.«<sup>3</sup>

### *Die Rolle der Satire*

Satire – worin lagen ihre Größe und ihre Grenzen in den Jahren des Weltkriegs und der frühen Weimarer Republik? Grundsätzlich, so lässt sich auf der Grundlage der Vorarbeiten von Jürgen Brummack argumentieren, stellt die Satire menschliche Schwächen von ihrer lächerlichen Seite dar, um auf diesem Weg das Ideal zu zeigen.<sup>4</sup> Ihre Absicht ist die Besserung und Belehrung auf dem Weg der Verspottung und Belustigung, aber sie muss nicht notwendigerweise verspottend und belustigend sein. Für Brummack gehören zu den konstitutiven Elementen der Satire zunächst der Angriff auf ein Objekt, dem die Satire Wirklichkeitsbezug und Aktualität verdankt. Dieser Angriff muss einer Norm verpflichtet sein, die aber nicht mit dem allgemein Gültigen zusammentrifft, sondern mit dem vom Satiriker als gültig Erkannten in eins fällt. Diese idealtypische Bestimmung muss er-gänzt werden um die Frage, wie die Satire und ihre Verfasser sich zur Macht verhalten, denn im 19. und 20. Jahrhundert tritt dieses Verhältnis in den Vordergrund. Der Satiriker führt seinen Angriff

<sup>3</sup> Die Tagebücher (der Jahre 1911 bis 1945) sind verwahrt im Bestand des Deutschen Literaturarchivs Marbach (DLA). Zitiert werden sie unter dem jeweiligen Datum ohne gesonderten Nachweis. Für die Hilfe bei der Einsichtnahme danke ich an dieser Stelle insbesondere Herrn Dr. Helmuth Mojem.

<sup>4</sup> Jürgen Brummack: *Zu Begriff und Theorie der Satire*. In: *DVjs Sonderheft 45* (1971), S. 276–377. – Jürgen Brummack: Artikel *Satire*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Bd. 3. Hg. v. Jan-Dirk Müller. Berlin, New York 2003, S. 355–360.

indirekt, er bringt Kritik vor, die ungerecht sein kann, die er aber rechtfertigen muss.

Diese hohe Forderung, sich aus einem Gegensatz zwischen dem Sein und dem Sollen, zwischen der Wirklichkeit und dem Ideal zu rechtfertigen, unterlief der *Simplicissimus* in der Realität des Redaktionsalltags nur zu oft. Als Beispiel mag die Spezialnummer dienen: *Wenn ich Kaiser wäre!*, erschienen am 30. März 1914, die Olaf Gulbransson, Eduard Thöny, Thomas Theodor Heine und Wilhelm Schulz gemeinsam gezeichnet hatten. Deren Handlung kreist um den Bürger Krause, der an die Stelle des Kaisers treten darf und einen Krieg mit Frankreich führen muss, weil die Einfuhr deutschen Sauerkrauts verboten wurde. In den einzelnen Szenen entwickelt sich eine Phantasie aus Kriegstreiberei und Gewalt, die durch das Ende – alles war ein Alptraum Krauses! – nur oberflächlich mit der (noch) friedlichen Gegenwart vermittelt wird.<sup>5</sup>

Vor allem aber richtete sich während des Krieges die Satire nicht mehr gegen die Obrigkeit, sondern diente ihr. Ein solches Verhalten war nach dem Umfallen vom August 1914 nicht mehr zu leugnen, nur die konsequente Einstellung der Zeitschrift hätte verhindert, dass sie unter den Gesinnungsdruck der Öffentlichkeit gerät. Als Olaf Gulbransson für das Auswärtige Amt in Berlin Propagandazeichnungen liefern sollte, bekannte Thoma im Brief an Conrad Haussmann am 24. April 1917 die nur zu bereitwillige Hilfe des Blattes an der Heimatfront: es »genügen etliche Zeilen u. wir machen ihnen hier jede Satire darauf, die sie wünschen.«<sup>6</sup>

Aber wie immer die Satire inhaltlich ausgerichtet sein mag, ob im Windschatten der Herrschenden oder gegen diese, immer bleibt sie Aggression mit ästhetischen Mitteln, ist sie sublimierter Angriff, bei dem statt körperlicher Gewalt die symbolischen Schläge ausgeteilt werden. Sie lebt vom Bezug auf ein Objekt der Wirklichkeit, sie ist sozial wirksames, eingreifendes Handeln, aber mit symbolischen Mitteln.

Über diese Aufgabe waren sich die Beteiligten einig, nicht aber über den Erfolg, zumal aus der Rückschau. Thomas Theodor Heine (1867

---

<sup>5</sup> Diese Nummer wie die anderen Ausgaben des *Simplicissimus* ist mittlerweile komplett digital abrufbar unter: <http://www.simplicissimus.infolindex.php?id=5>. – Als Vorlage für die Digitalisierung diente vorwiegend Blaichs Redaktionsexemplar, das im DLA aufbewahrt wird.

<sup>6</sup> Ludwig Thoma: *Ein Leben in Briefen [1875–1921]*. Hg. v. Anton Keller. München 1963, S. 308–310, hier S. 309. – Die Ausgabe wird künftig zitiert als: LB.

bis 1948) kam in seinem *Brief aus dem Jenseits* (1946 in Stockholm geschrieben, nachdem in Deutschland die Nachricht von seinem Tod verbreitet worden war) zu dem Fazit, der Anspruch der Satire verdampfe in der wöchentlich gebotenen Komik:

»Diese Fehlzündung der Satire ist mir erst in der Perspektive der Verbannung klar geworden. In den Jahren vor 1933 habe ich noch geglaubt, wir könnten beihelfen, dass sich Deutschlands Geschichte im Zeichen des Hauptmanns von Köpenick entwickle [d.h. in der Entlarvung des Militarismus, GMR], indem der ›Simplicissimus‹ wieder und wieder zeigte, wie komisch diese anmaßenden Figuren waren.

Die Lächerlichkeit hat sie nicht getötet, hat sie eher belebt, hat die Verbrechen mit einem Glanz von Gemütlichkeit umgeben, sie den Stammtischgesprächen mundgerecht gemacht.«<sup>7</sup>

Satiriker und Moralisten reihen sich in die große Gruppe der Intellektuellen ein, deren eigentümliche Stellung Thomas Zeitgenosse Karl Mannheim (1893–1947) mit dem Begriff der »sozial freischwebende[n] Intelligenz« fasste. Darunter ist »eine relativ klassenlose, nicht allzu fest gelagerte Schicht im sozialen Raum«<sup>8</sup> zu verstehen, die eben gerade nicht auf einen politischen Standort festgelegt ist. Daher können Intellektuelle gesellschaftlichen Widerstreit wahrnehmen und drauf verweisen, ohne ihr Urteil durch die Loyalität zu einer Klasse oder Partei einschränken zu müssen.

Dieser positiven Charakterisierung stehen ebenso häufig abschätzige Bewertungen gegenüber, die in der Bundesrepublik Arnold (Karl Franz) Gehlen (1904–1976) vorbrachte und dabei die insbesondere die Publizisten und engagierten Schriftsteller in den Blick nahm. Deren Mitwirkung an der Öffentlichkeit sei bestimmt durch »das Fehlen der direkten Verantwortlichkeit für praktische Dinge«, ferner »das Fehlen jener Kenntnisse aus erster Hand, wie sie nur die tatsächliche Erfahrung geben kann«, sowie die daraus resultierende »Neigung zu einer kritischen Haltung.«<sup>9</sup>

<sup>7</sup> Thomas Theodor Heine: *Brief aus dem Jenseits* (1946). In: Monika Peschken-Eilsberger: *Thomas Theodor Heine. Der Herr der roten Bulldogge. Biografie*. Leipzig 2000, S. 187–192, hier S. 188.

<sup>8</sup> Karl Mannheim: *Ideologie und Utopie* (Schriften zur Philosophie und Soziologie 3). Bonn 1929, S. 123. – Vgl. dazu auch Sven Hanschek, Therese Hörnigk, Christine Malende (Hg.): *Schriftsteller als Intellektuelle. Politik und Literatur im Kalten Krieg*. Tübingen 1999 (*Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur*).

<sup>9</sup> Arnold Gehlen: *Das Engagement der Intellektuellen gegenüber dem Staat*. In:

Diese Einschätzung trifft sich – mutatis mutandis – auch mit Thomas Haltung nach 1917, wie sie aus seinen Selbstkommentaren in Briefen und aus den Zeugnissen der Zeitgenossen hervorgeht.

### *Thomas Abdankung als Kritiker und Moralist*

Satire bezieht ihre Wirkung aus der Spannung zwischen Realität und Ideal, auf die der Satiriker stets erneut hinweist und deren Weiterbestehen auch für ihn die raison d'être wird. Pointiert gesagt: Erst seine Wirkungslosigkeit garantiert sein Weitermachen! Mit seinem Spott greift er in die öffentlichen Debatten ein, spießt jede Woche einen Gegenstand auf, um ihn der Lächerlichkeit zu überantworten und seine Zeitgenossen zur Einsicht zu bringen.

Vor dieser Prämisse hatte Thoma schon vor Kriegsbeginn als Satiriker und Intellektueller abgedankt, denn er gestand Hausmann am 31. Dezember 1913 sein profundes Desinteresse an Politik und öffentlichen Belangen:

»Ich lese Zeitungen gar nicht mehr, die Nachrichten, Telegramme u. fertig.

Ab I. Jan.[uar] halte ich mir nur mehr die Münchner Post u. Neuesten Nachrichten, u.[nd] ob ich selber so bald dazukomme, für den März zu schreiben, möchte ich bezweifeln.«<sup>10</sup>

Noch deutlicher klang es am 4. Februar 1917:

»Wenn es mich juckte, über die Dummheit des Beamtentums, dessen Bankerott in den heutigen Verpflegungsschwierigkeiten besiegelt ist, etwas zu sagen oder gar zu schreiben, dann hatte ich das Gefühl an abgerissene Fäden anzuknüpfen und ich konnte nicht mehr.

Das unbekümmerte Maulaufreißen aus Schlemihlszeiten kommt mir heut recht klein und jämmerlich vor. [...]

Du sitztest an anderen Quellen, hast andere Aufgaben und ein an-

---

*Einblicke*. Frankfurt a. M. 1978, S. 9–24, hier S. 11 (Zuerst in: *Das Engagement der Intellektuellen gegenüber dem Staat*. In: *Merkur* 1964/5, S. 401–413, mit der sich anschließenden Diskussion: *Die Intellektuellen und der Staat. Zu Arnold Gehlens Beitrag*. In: Ebd. 1964/ 7, S. 653–670). Arnold Gehlen ist nicht zu verwechseln mit seinem Cousin Reinhard, der die nach ihm benannte Organisation leitete.

<sup>10</sup> LB 256f

ders gestaltetes Recht zur Teilnahme an der Politik. Ich war Bierbankpolitiker mit Tinte.«<sup>11</sup>

Festzuhalten an diesem Brief ist eine der vielen Umwertungen, mit denen Thoma sein früheres Leben überformt. Die satirische Leistung der Kritik geriet hier zum »Maulaufreißen«, mit dem kein »Recht zur Teilnahme an der Politik« wie im Fall Haussmanns verbunden sei. Diese kritische Distanz des Satirikers wolle er aufgeben und stattdessen Partei ergreifen.

Im Mai 1917 geriet Thoma in einen Streit mit Peter Scher (d. i. Fritz Hermann Schweynert, 1880-1953), Blaich und Heine, als Blaich sich geweigert hatte, das Gedicht *Stockholm* abzdrukken, in dem Thoma die Friedenskonferenz in Stockholm, die auf eine Initiative des Papstes zurückging, als Feigheit verhöhnte! In seinem Brief an Reinhold Geheeb am 2. Mai 1917 überzog er seine Kollegen mit einer Litanei von Schimpfnamen und verlangte den namentlich gezeichneten Abdruck des Gedichts. Zur gleichen Zeit, am 6. April 1917, war der erste von zwei Artikeln im 43. Jahrgang des *Miesbacher Anzeiger* erschienen, den Thoma noch mit L.Th. signierte. Es war ein Aufruf zur Zeichnung von Kriegsanleihen; sein zweiter Aufruf am 20. Juli verlangte ebenso nachdrücklich Einigkeit und Durchhaltevermögen.

Zum gleichen Zeitpunkt agitierte er für die Deutsche Vaterlandspartei, für die er in der *München-Augsburger Abendzeitung* am Freitag, den 28. September 1917 eine Verteidigung erscheinen ließ. Damit geriet er in die Gesellschaft der Kriegstreiber, denn gegründet wurde diese Partei vom Großadmiral Alfred von Tirpitz (1849-1930), begleitet vom Wohlwollen Erich von Ludendorffs (1865-1937).

Ebenso reiste Thoma nach Berlin, um bei der Versammlung der Partei in der Berliner Philharmonie zu sprechen. Das gleiche tat er am 17. November 1917 in München, wengleich einer der Augenzeugen, der Historiker Karl Alexander von Müller, in seinen Erinnerungen skeptisch vermerkt:

»Tirpitz war alles eher als ein Massenredner, weder dem Geist noch der Stimme nach. [...] Nach ihm kam Ludwig Thoma, der an sich wohl das Zeug gehabt hätte, auch ein großes Auditorium in Scherz und Ernst zu fesseln; aber er war so stockheiser, dass es auch für einen Altbayern unmöglich war, mehr als hin und wieder ein paar abgerissene Worte zu verstehen.«<sup>12</sup>

<sup>11</sup> LB 302.

<sup>12</sup> Karl Alexander von Müller: *Mars und Venus. Erinnerungen 1914-1919*. Stuttgart 1954, 204.

In dieser Beschreibung überbietet die Realität unfreiwillig jede Satire. Die Kriegstreiber fisteln oder sind heiser. Der Admiral und der Satiriker, sie betätigen sich außerhalb ihrer angestammten Tätigkeit und werden nicht gehört. Für Thoma ist dieser Moment des Versagens symptomatisch, denn unter seinen Begabungen fehlte ihm die zum öffentlichen Redner vollständig. In seiner Biografie gibt es sehr vereinzelte Belege für Ansprachen im größeren privaten Kreis, dazu für sein Auftreten in den Gerichtsverhandlungen, aber keinen Beleg für eine rhetorische Begabung. Dies jedoch nur nebenbei.

Mochte Thomas Auftreten bei der Deutschen Vaterlandspartei auch rhetorisch misslungen sein, blieb es doch Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit, denn er verletzte damit eben jene Unabhängigkeit des Urteils, die er als Satiriker und Moralist beansprucht hatte.

Sein Frontwechsel zog auch die Redaktion in Mitleidenschaft und bildete die Vorgeschichte für die sich fortsetzenden Eklats der drei letzten Jahre 1919 bis 1921.

Das Jahr 1918 war für Thoma fast ausschließlich von seiner Lebensäsur geprägt, der Wiederbegegnung mit Maria von Liebermann im August 1918. Die Ereignisse in München, das Ende der Monarchie, die Regierungsbildung durch Kurt Eisner blieben ihm so fern wie unbegreiflich, wie er Conrad Haussmann am 11. Januar 1919 gestand:

»Und was für ein Land, dem sich über Nacht Herr Eisner als Ministerpräsident vorstellt! In dem ein Erich Mühsam mit einer Leibgarde hinter sich terrorisieren kann! [...]

Merkwürdig und unwürdig auch der Abgang des Königs.

Er verschwand, begleitet von verächtlichem Hohn, dem sich rein gar nichts an Mitleid, Achtung, Dank entgegenstellte. [...]

Auch bei unsern Bauern ist keine Spur von »angestammter Treue« zu merken. Ich gestehe Dir offen, dass der Vorgang im ganzen, wie in jeder Einzelheit mich völlig unvorbereitet traf, und doch glaubte ich das Volk zu kennen.«<sup>13</sup>

---

<sup>13</sup> LB 352.

»Thomas Extratour«

Nach seinem Überraschungserfolg bildete Kurt Eisner (1867-1919) von der USDP eine Revolutionsregierung, der er als Ministerpräsident vorstand. Ihm gehörten auch Mehrheitssozialisten an wie der als Kultusminister vorgesehene Johannes Hoffmann (1867-1930) und Erhard Auer (1874-1945) als Innenminister sowie Johannes Timm (1866-1945) als Justizminister. Die Regierung Eisners verzichtete auf die Sozialisierung der Industrie und der Landwirtschaft, weil diese die ohnehin schwierige Lebensmittelversorgung noch mehr verzögert hätten. Immerhin wurden die Arbeitslosenunterstützung erhöht und der Acht-Stunden-Tag eingeführt (er wurde im Dezember 1923 durch Ausnahmeklauseln de facto aufgehoben). Allein diese Maßnahmen musste Thoma, der in Arbeit einen Teil der menschlichen Bestimmung sah, schon für eine politische und moralische Bankrott-Erklärung halten.

Auch formierte sich die Opposition, indem sich die bayerische Zentrumspartei am 18. November 1918 in Regensburg als Bayerische Volkspartei neu gründete; hinter ihr stand der von Thoma hoch geschätzte Georg Heim (1865-1938). An Haussmann schrieb er über die neue Regierung am 11. Januar 1919: »Heim als Führer der bayerischen Volkspartei ist sicher der zielbewussteste. Bei den Sozialdemokraten sind Auer und Timm kluge und ehrliche Männer.«

Soweit die politischen Zeitläufte, denen sich nun die Künstler des *Simplicissimus* zu stellen hatten. Es sei vorweg gesagt: Sie gaben dabei ein klägliches Bild ab!

Was Thoma als Erschütterung erfuhr, erschien den anderen als »Borniertheit«; der Spott darüber zieht sich durch die Gespräche des ganzen Jahres 1919. Aber kaum geringer ist die Ratlosigkeit der übrigen Artisten unter der Satire-Kuppel! Heine erging sich in Spott, Blaich übte sich in Resignation, Geheeb rekurrierte auf die wohlbekannten Schwurformeln.

Das Schwanken der Redaktion wurde durch »Thomas Extratour« nur schärfer sichtbar. Sie dominierte das Redaktionsgespräch, über das sich Blaich am Freitag, den 3. Januar 1919, notierte:

»Früh nach München zur Redaktion, wo Geheeb sehr nett und traktabel ist; erzählt von Thomas Wendung zur »Bayerischen Volkspartei« (u[nd]. Heines geldbangerem Hinterdreinhinken) – Th.[oma] scheint sich widerspenstig wie nur je aufzuführen.«

Als er am nächsten Mittwoch, dem 8. Januar, Thoma selbst begegnete, hielt er jedoch lediglich fest: »Redaktionssitzung. Thoma raucht weit weniger schlim[m] als ich gedacht hatte.«

In diesen Wochen beobachteten die Kollegen also angespannt Thomas Verhalten und die Konsequenzen für den *Simplicissimus*, wie es aus folgendem Eintrag am Freitag, den 10. Januar hervorgeht:

»10./ Trüb, kühl. Früh nach München – Redaktion. Scher u. Geheeb liegen sich eben in den Haaren wegen der in der Presse erfolgenden Ausstrahlung von Thomas Beitritt zur bayr.[ischen] Volkspartei: Scher wehleidig=neurasthenisch, Geheeb polternd=martialisch.

Wir verständigen uns dahin, der Simpl.[icissimus] habe durch sein polit[isches] Verhalten zu beweisen, dass er mit Thomas Extratour nichts zu tun habe, vielmehr nach wie vor gegen das Zentrum sei; erst wenn öffentl.[lich] die Behauptung Thoma=Simpl. aufgestellt würde, sei eine redaktionelle Erklärung erforderlich. Inzwischen machte Arnold für die nächste Nr: eine Zeichnung, wie sich die bayr.[ischen] Bürger aus Furcht vor dem ‚roten München‘ unter die Soutane verschlupfen. Um 12 heim. [...]«<sup>14</sup>

Am nächsten Tag erschien in der Frankfurter Zeitung eine kurze Erklärung, die Bleich sich in das Tagebuch einklebte (was er selten tat und damit stets die Bedeutung markierte):

#### *Der »Simplizissimus« und der Fall Thoma.*

*Frankfurt, 11. Jan. Von der Redaktion des »Simplizissimus« geht uns durch Vermittlung unseres Münchener W-Vertreters folgende Erklärung zu:*

*Sehr geehrte Redaktion!*

*In Ihrem Artikel »Ludwig Thoma« (Abendbl. vom 10. Jan.) werfen Sie die Frage auf, was der »Simplizissimus« zu Thomas Stellung zur Bayerischen Volkspartei sage. Die unterzeichneten drei Redakteure des »Simplizissimus« geben Ihnen folgende Antwort:*

*Wir sind an der neuen politischen Extratour des Herrn Ludwig Thoma ebenso wenig beteiligt wie an seiner Gefolgschaft bei der*

---

<sup>14</sup> Karl Arnold: *Der bayerische Bürger in den Wahlen*. In: *Simplicissimus* 44, Jg. 23 (1918–19), 543. Die Dreiviertelseite zeigt eine riesenhafte, vollbäuchige Priestergestalt mit Hut und Soutane, die zwei Männer wie Kinder auf den Armen trägt, während sich zahlreiche weiteren Figuren an die Soutane klammern. Auf die Inscriptio »Der bayerische Bürger in den Wahlen« folgt als Subscriptio »oder Die Furcht vor dem roten Mann.«

*Vaterlandspartei. Wir werden den »Simplizissimus« weiterhin gut deutsch und freiheitlich demokratisch leiten. Der Geist der Bayerischen Volkspartei wird keinen Eingang in den »Simplizissimus« finden, solange einer der Unterzeichneten dem Blatte angehört.*

*Mit vorzüglicher Hochachtung*

*Dr. R. Geheeb Dr. H.E. Blaich Peter Scher*

Das Skandalon hinter der Bayerischen Volkspartei war ihre Vorgängerin, das Zentrum als der politische Arm des Katholizismus, der zu den viel verspotteten Objekten der Zeitschrift gehörte. Die Redaktion versucht hier einerseits, eine alte Frontlinie zu verlängern ohne Rücksicht auf die gewandelte historische Situation. Andererseits zog sie sich mit der Schwurformel »gut deutsch und freiheitlich demokratisch« auf eben jene Unabhängigkeit von den politischen Lagern zurück, auf der die Autorität des satirischen Angriffs beruhte.

Diese Autorität fehlte beiden Seiten, berichtete Blaich doch am nächsten Tag aus der Redaktion: »Thoma soll auf unsere Erklärung hin durchs Telefon wehmütig gewim[m]ert haben: »Mädi« in Fr[an]kf[ur]t ist offenbar etwas verstimmt über Bubis seltsame Wege.«

In seiner Verteidigung, die am 14. Januar in der *Frankfurter Zeitung* abgedruckt wurde, wand Thoma sich zwischen Ausreden und Bekenntnissen: :

»Ich bin weder Mitglied des Zentrums, noch der bayer. Volkspartei, die übrigens erklärt, dass sie ganz und gar nicht das alte Zentrum sei. Ich habe weder als Redner noch als Unterzeichner des Wahlaufufes mich zum Programm der bayr. Volkspartei bekannt. [...]

Und wie stellt sich der Simplicissimus dazu? – Das heißt, wie würde er sich dazu stellen, wenn an der Beschuldigung, dass ich mich vom Alldeutschen zum Zentrumsman wandelte, ein wahres Wort wäre? Wir sind seit langem eine Republik. Und zwar eine ohne Präsidenten. In unserer Nationalversammlung, als welche Sie die Redaktions-sitzung betrachten können, haben über das, was zu machen und wie es zu machen war, Verstand und rechter Sinn stets eine Einigung herbeigeführt.«<sup>15</sup>

Das klingt nach außen ehrenhaft, denn Thoma stellte sich vor das Unternehmen ›Simplicissimus‹, das er seit knapp 25 Jahren mit repräsentierte. Die Innensicht fügt hier andere Schattierungen hinzu. Blaich

---

<sup>15</sup> Der Wortlaut der Erklärung ist zitiert nach LB 353-357.

notierte sich am Freitag, den 17. Januar 1919, zunächst ein Zitat über Ludwig Uhland (1787–1862) und sein Gedicht *Am 18. Oktober 1816* (mit den Anfangszeile: »Wenn heut ein Geist herniederstiege,/zugleich ein Sänger und ein Held«), und dann die Anwendung auf Thoma:

»Mit grossen politischen Gedanken ist U.[hland] damals (1848) ja eigentlich nicht hervorgetreten; aber er war einer der saubersten polit. Charaktere, die es in Deutschland gab, u. insofern dürfte sein Geist freilich wieder ›herniedersteigen«.

Wen[n] er bei dieser Gelegenheit auch nach Rottach stiege u. seinem in[n]erlich verlogenen, bauernschlauem, die Tatsachen gröblich verdrehenden Cousin in Apoll die Leyer links u. rechts um die Ohren schlug, so wäre das erst recht kein Schade. Die neueste Erklärung dieses immer dunkler werdenden Ehrenman[n]s in der Frft. Ztg. ist unendlich widerwärtig u. hat meine [...] Depression noch weiter gesteigert [...]

Thoma machte eine erbärmliche Figur in dieser Sache, aber kaum besser verhielten sich seine Kollegen, von denen Blaich am 24. Januar notierte: »Geheeb erzählt, Heine hätte nachträglich unseren Protest gegen Thoma gerne auch noch mitunterschrieben; Scher zerreisst sich das Maul u. will bei nächster Gelegenheit Thoma aufknüpfen – nu ja!«

Diese internen Scharmützel vollzogen sich, während am 12. Januar Wahlen stattfanden, bei denen die USPD die wenigsten Stimmen gewonnen hatte. Daher wollte Eisner vermutlich am 21. Februar 1919 bei der Eröffnung des Landtags seinen Rücktritt bekannt geben; auf dem Weg dorthin erschoss ihn Anton von Arco-Valley.

Dieses Attentat eröffnete die Folge von ›Revolutionen«, in deren Verlauf die Regierung unter Johannes Hoffmann am 7. April nach Bamberg auswich und vom Freikorps Epp geschützt wurde; in München bildete sich ein Vollzugsrat, der eine sog. ›Rote Armee« aufstellte und die Stadt gegen die anrückenden preußischen, bayerischen und baden-württembergischen Truppen verteidigen wollte. Zu den Anführern der ›Roten Armee« gehörten u. a. der Dramatiker Ernst Toller und der Journalist Erich Mühsam, der Beiträge für den *Simplicissimus* geliefert hatte und Thoma persönlich kannte.

Da wirkt es wie eine Ironie, dass in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar in das Redaktionsbüro eingebrochen wird:

»In der Nacht vom Freitag zum Samstag war Spartakistenbesuch da; Portokasse u. Briefmarken wurden geraubt (ca 150 Mk.-) u. sonst allerlei Durchstöberei und Unfug angerichtet.

Etwas unklare Stimmung. Räterepublik, [eingefügt: einige] Geiseln fest-genom[m]en.

Wer das Heft in die Hand bekommen wird, Unabhängige oder Mehrheitssoz., ist vorläufig ganz unerkennbar. Morgen [...] ist Landesfeiertag. Wir wollen Donerstag Nachm. Red. Sitzung halten; ob ich kom[m]e, ist unsicher, weil am Don[n]erstag in Bruck demonstriert werden soll; jedenfalls möchte ich am Freitag in die Stadt, weil Strecker kom[m]t.«

Am 11. Februar wurde Friedrich Ebert zum Reichspräsidenten gewählt. Am nächsten Tag traf Blaich bei der Redaktionssitzung wiederum auf Thoma:

»unerträglich moros, glotzt apathisch in Gegenwart und Zukunft: ›Was nützen Proteste? Wir sind machtlos u. werden einfach stranguliert.«

Naja – ich bin, weiss Gott, meist nicht optimistisch; aber mit dem *laissez faire* kom[m]en wir erst recht zu nichts.«

Wieder am 26. März 1919:

»Nachm. nach München; Redaktionssitzung, in der Thoma wieder allerhand Borniertheiten Parade reitet (bz. Kom[m]unismus u.s.w.) [...]«

### *Die Artisten unter der Satire-Kuppel – ratlos!*

Thomas »Extratour« belastete die Arbeit, die Linie des Blattes war und blieb unklar. Am 7. April 1919 notierte Blaich den Vorschlag des Sitzredakteurs Julius Linnekogel:

»Lin[n]ekogel wirbt für antibolschewistische Flugblätter – ich winke ab. Heine kann das äusserliche Gerede nicht lassen. – »Meine Herren, der Kom[m]unismus ist uns nicht radikal genug. Ich beantrage die allgemeine fortschreitende Paralyse. – Bravo! bravo!! – «<sup>16</sup>

Diese Mischung aus Resignation – »ich winke ab« – und Spott bietet ein beklemmend-peinliches Bild, aber sie resultierte aus der genuinen Position des Intellektuellen und Moralisten, die in diesen Monaten auf

---

<sup>16</sup> Eine solche Zeichnung Heines ist nicht nachweisbar, jedoch erschienen bald danach zwei Dreiviertelseiten, in denen der Kommunismus verspottet wurde: Eduard Thöny: *Experimentalkommunismus*. In: *Simplicissimus* 3, Jg. 24 (1919–20), 15.4.1919, 47.; Thomas Theodor Heine: *Der Ideologe*. In: *Simplicissimus* 7, Jg. 24 (1919–20), 13. 5. 1919, 86.

einen extremen Prüfstand geriet. Die Spannung zwischen dem ›Weiter so‹ und dem Wunsch, politisch einzugreifen und dem Unheil zu steuern oder mindestens zu einer Haltung gegenüber der völlig veränderten Situation zu finden – Stichwort: »antibolschewistische Flugblätter« –, lähmte die Redaktion völlig. Bei jedem noch so unscheinbaren Anlass brach ein Streit aus; die Themen kreisten dabei stets um die gleichen Fragen.

Ein neutrales Bild der Meinungen können Blaichs Notizen dabei nicht geben, denn er stand erkennbar kritisch sowohl zu Thoma wie zu Heine, die wiederum während ihres gesamten Zusammenwirkens durch Antipathie verbunden waren. Wenn Thoma die Rolle des Hauddegens zufiel, der zwischen Aggression und Depression schwankt, so erschien Heine als zynischer Beobachter. Die wöchentliche Arbeit lag bei Geheeb, Blaich und Scher, dessen »künstler.[ische] Insuffizienz, seine Eitelkeit u. sein Ressentiment« Blaich nicht nur am 22. Juli 1920 verärgert bemerkte.

Dabei lastete auf Thoma wie auf den anderen der Druck der Reputation wie der öffentlichen Meinung. Blaichs Depressionen spiegelten dieses grundsätzliche Dilemma, wenn er am 28. März 1919 notierte:

»28./ [...] Scher märt etwas davon, dass – wie man vielfach hören kön[n]e – der Simpl. ›nicht mit der Zeit gehe‹; Geheeb erwidert, der S. sei kein sozialistisches, sondern ein demokratisches Witzblatt; ich bemerke, das möge schon richtig sein, verpflichte aber nicht dazu, dass man von Dingen, die man »satirisch‹ behandle, nur auch keinen blauen Dunst habe. Eine Einladung zum Essen bei Geheeb [...] lehne ich ab. Fahre verstimm[m]t nach Haus (Schnee= u. Graupelböen) u. bin im Gefühl meiner eigenen Unzulänglichkeit, Unproduktivität u. in[n]erer Phantasielosigkeit den Rest des Tages deprimiert. [...]«

Hier wie in anderen Fällen war es Geheeb, der das Blatt von jeder Teilnahme fernhalten wollte. Am 17. September 1919 kommentierte Blaich: »Der *Mensch*, nicht die Partei oder die Nation, sei's, wofür er eintrete, meint mit bewährter Phantastik Geheeb. O mei'!«

In der Redaktion garte die gleiche Frage, die auch Thoma umtrieb, über den Blaich am 21. April 1920 urteilte: »Thoma glänzt wieder durch polit. Borniertheit; er würde zweifellos dem ›Ordnungsblock‹ beitreten, wen[n]s ihm nicht um die öffentl. Blamage wäre.«

Als im Juli 1920 die Versammlung der Gesellschafter anstand, brach zunächst offener Streit aus, wie ihn Blaich am 14. Juli festhielt:

»Mittags München. Vor der Sitzung geraten Geheeb u. Heine über einen Punkt der bevorstehenden Ges. Vers. aneinander; Heine erhebt gegen den Verl.[ag] Langen (u. damit Geheeb) den Vorwurf der ›Erpressung‹, Geheeb lädt ihn auf die Kirchweih u. rauscht erregt ab. Sitzung dan[n] friedlich; nachher plaudr' ich noch ein Weilchen behaglich mit Schulz. [...]«

Geheeb wollte darauf hin seine Tätigkeit als Geschäftsführer niederlegen und an keiner Sitzung mehr teilnehmen, bei der auch Heine zugegen sei. Am Ende jedoch verlief der Streit im Sande, Blaich listete am Dienstag, den 27. Juli 1920, die Neuigkeiten aus der Generalversammlung auf:

»27./ Dienstag, trüb, später Regen. Früh nach München. Nr=Bau. Scher fehlt, soll krank sein. Geheeb ist immer noch verstimm[t], sieht ein, dass er auf die Dauer den Sitzungen nicht fernbleiben kann. Liesse am liebsten den Simpl. ganz schwimm[en], aber es griffe bei ihm pekuniär doch zu sehr ein; doch will er den Geschäftsführerposten auf jeden Fall niederlegen, für den dan[n] wohl Gom[m]el in Betracht käme. Dass er mir diesbezügl. Propositionen machte, ist ihm scheint's wieder entfallen (die bekan[n]te Art!); aber ich tät's ja auch nicht. Bei der Gen.[eral]Vers.[ammlung] hat sich Heine sein »Ehren-Honorar« kaltlächelnd von 600 auf 900 M. erhöhen lassen, während Thoma davon absah. Auch Arnold bezieht jetzt 300 M. für redakt. Mitwirkung.«

Unverkennbar fehlt hier ein ingenieuser, zum Angriff gewillter Kopf, der Thoma immerhin zwischen 1909, nach dem Tod Albert Langens, und 1914 gewesen war, solange er klare Gegner identifizieren konnte. Die früheren Objekte der Aggression – Kaiser, Hof und Militär – hatten bankrott gemacht. Die alten Verbündeten, die Sozialdemokraten als die Partei der kleinen Leute, denen Thomas Sympathie immer gehörte, erwiesen sich jetzt als die Gefolgsleute der Mehrheitssozialisten oder schlimmer noch der USPD, indem sie den Agitatoren Kurt Eisner und Erich Mühsam hinterher liefen.

*»Aber es brennt und wir wollen löschen.«*

In der Redaktion wurde gestritten, es wurden Eitelkeiten hervorgekehrt, es ging um Geld und um ein behäbiges Wohlleben. Am 6. August notierte Blaich:

»6./ Trüb, kühl. Früh München [...] Üppiges Gans-Festmahl bei Geheeb's mit Wilh.[elm] Schulz u. Frau; törichtes Gerede über Juden, Bolschewismus, Christentum u.s.w., wozu viel Alkohol getrunken wird. Um 5 nach Haus, müde; bald zu Bett.«

Thoma nahm daran nicht teil; er absentierte sich von der Zeitschrift und ihren Wirkungsmöglichkeiten, er schrieb an einem Roman unter dem Titel *Sommerliebe*, der später als *Der Jagerloisl* erschien, er schickte täglich bis zu drei Briefe an Maria von Liebermann, der er auch am 14. Januar 1919 beteuert hatte: »Aber es brennt und wir wollen löschen.«<sup>17</sup> Überdies stellte er das Erinnerungsbuch an Ganghofer zusammen, der am 24. Juli 1920 gestorben war.

Bereits am 15. Juli 1920 war Thomas erster Beitrag im *Miesbacher Anzeiger* erschienen, einen Tag, ehe Gustav von Kahr nach den Landtagswahlen als Ministerpräsident und Nachfolger des zurückgetretenen Johannes Hoffmann bestätigt wurde.

Die Nähe der beiden Daten muss frappieren und wirft die Frage auf, ob die so unterschiedlichen und vielfältigen Themen seiner insgesamt 167 Beiträge ihren Grund in der Person Kahrs haben. Dieser war Jurist und hatte unter dem Prinzregenten die Ministerialkarriere bis zum Regierungspräsidenten von Oberbayern (1917) durchlaufen. Er und Thoma kannten sich seit einem Treffen im Jahr 1916, über das der Historiker Karl Alexander von Müller in seinen Erinnerungen *Mars und Venus* berichtete. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass Thoma in der persönlichen Nähe zu Kahr eine Gelegenheit sah, der in seinen Augen richtigen und notwendigen Politik zum Durchbruch zu verhelfen und diesmal mehr beizutragen als mahnende Worte (wie davor im *März*) oder satirische Spitzen (wie im *Simplicissimus*). Der Dichter als Stichwortgeber der politischen Aktion – das ist eine Konstellation, von der sich Thoma offenbar endlich wieder unmittelbare Wirksamkeit erhoffte.

Maria von Liebermann wusste um seine Autorschaft; allerdings verbot er ihr, diese bekannt zu machen: »Der Miesbacher Anzeiger macht in Norddeutschland immer mehr Aufsehen, wozu ich schmunzle. Schnauf aber nie was davon!!«, mahnte er sie am 18. April 1921.<sup>18</sup>

Auf ihre zu vermutenden Vorhaltungen hin strich er im Brief am 20. Juni 1921 eine – nicht wirklich glaubwürdige – Spontaneität der Motive heraus:

---

<sup>17</sup> LB 359.

<sup>18</sup> LB 452.

»Sei doch nicht ängstlich wegen meiner [...] ich bin das Raufen gewohnt, und scheuen tu ich schon gar nichts [...] Wärst Du nur da, Du hättest schon Deine Freude an der Kirchweihrauferei, die ich mit den Burschen angefangen habe. Es ist doch auch ein Spaß, wie unser stilles Tegernsee mitten in den Strudel hineingezogen wird, weil der Unterfertigte grobe Steine in den Berliner Entenpfuhl schmeißt.«<sup>19</sup>

Thoma kehrte zu den halb agitatorischen Äußerungen seiner Anfangsjahre zurück. Auch sein polemisches Verfahren, den Gegner durch Grobheiten und Fäkalpointen herabzusetzen, ist aus den Filser-Briefen und zahlreichen Gedichten bekannt. Trotz dieser Gemeinsamkeiten unterscheiden sich die Artikel grundlegend durch das Erscheinungsorgan und die veränderte politische Situation, in die hinein sie geschrieben wurden. Wenn Thoma sich in den Filser-Briefen »ausflegelte«, wie er an Ganghofer am 20. Juli 1908 schrieb,<sup>20</sup> so waren diese Texte durch ihr Erscheinen in einem Witzblatt und durch die Perspektive des Schreibers, eines auf Eigennutz bedachten Zentrumsmannes, in der Aussage festgelegt, sie waren Satire und indirekter Angriff!

Im *Miesbacher Anzeiger* standen seine Beiträge auf der ersten Seite. Die politische Lage war durch die Weigerung Bayerns, die Einwohnerwehr zu entwaffnen, derart gespannt, dass, wenn sich Gelegenheit bot, diese Grobheiten als Aufforderung zu handgreiflicher Gegenwehr verstanden werden konnten. Daher waren diese Artikel, auch wenn sie mit der Satire die Grobheit gemeinsam haben, keineswegs witzig oder harmlos.

Heute noch verstört an diesen Beiträgen ihre ausfällige, herabsetzende und die Fäkalpointen nicht scheuende Sprache, in der Thoma über politische Gegner herfällt. Dazu kommt die starre Wiederholung der immer gleichen Stereotypen, die mit wechselnden Ereignissen, je nach aktuellem Anlass, verknüpft werden.

Es lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, wie weit Thomas Identität bekannt war.<sup>21</sup> Bleich notierte sich am 22. April 1921: »Scher demons-

<sup>19</sup> Hier zitiert nach Getrud Maria Rösch: *Ludwig Thoma. Der zornige Literat*. Regensburg 2013, 122.

<sup>20</sup> LB 206.

<sup>21</sup> Die Beiträge zogen ab August 1920 mehrere Anklagen und Prozesse wegen Beleidigung nach sich, bei denen der Redakteur Klaus Eck (1881–1929) Thomas Verfasserschaft deckte und entsprechende Geldstrafen auf sich nahm. Vgl. dazu Ludwig Thoma: *Sämtliche Beiträge aus dem »Miesbacher Anzeiger 1920/21*. Kritisch ediert und kommentiert von Wilhelm Volkert. München 1989, hier 466–470.

trierte den ›Miesbacher Anzeiger‹, aus dem Thoma's Spiritus-Rektor-Licht unverkennbar herausleuchtet; ekelhaft.« Mehr ist in Blaichs Aufzeichnungen nicht zu finden, kein Wort etwa über den Mord an dem Abgeordneten der USPD, Karl Gareis, am 9 Juni 1921, nachdem dieser im Landtag die rasche Entwaffnung und Auflösung der Einwohnerwehren gefordert hatte.

»*Ich bin wirklich kein Antisemit*«

»Nun soll ich hier agitierten für die Mittelstandspartei. Ich kann nicht.

1. Billige ich das antisemitische Programm nicht, das Unsinn ist.
2. Möchte ich mein Ruah. Ich bin wirklich kein Antisemit, so sehr ich die ostjüdische Kulturfeindlichkeit hasse. Außerdem hoffe ich ja der jüdischen Rasse mein Liebstes zu verdanken [...]«<sup>22</sup>

Das hatte Thoma am 28. April 1920 an Maria von Liebermann geschrieben.

Bernhard Gajek greift den Widerspruch dieser letzten Lebensjahre auf und verfolgt die jüdischen Spuren in Thomas Biografie.<sup>23</sup> Sie beginnen mit der Wahl eines jüdischen Pseudonyms und setzten sich fort mit seiner Bewunderung für den Historiker Heinrich von Treitschke, bei dem er das harte Urteil über Heinrich Heine und Ludwig Börne als »jüdische Journalisten« finden konnte. Thoma nahm die gesellschaftliche Stigmatisierung von Juden ebenso wahr, wie er im Alltag freundschaftlich oder kollegial mit ihnen umging; das Ehepaar Bernstein, Paul Heyse und die Zeitschriften-Herausgeber Paul Nikolaus Cossmann und Wilhelm Herzog gehörten zu seinen Brief- oder Gesprächspartnern. Seine Animosität gegenüber Thomas Theodor Heine (der zum Protestantismus konvertiert war) gründete weniger in dessen jüdischer Abstammung als in der Rivalität mit einer Gründergestalt des *Simplicissimus*, der auf seiner Ausnahmestellung beharrte.

Im *Miesbacher Anzeiger* attackierte Thoma nicht allein Politiker, er wütete gegen die moderne, d.h. expressionistische Literatur und Kunst, die gleichzeitig in zahllosen Karikaturen im *Simplicissimus*

<sup>22</sup> LB 423.

<sup>23</sup> Bernhard Gajek: *Ludwig Thoma (1867–1921): Philosemitismus – Antisemitismus. Ein Beitrag zur Diskussion*. In: *Monacensia Jahrbuch 2012*. Hg. v. Waldemar Fromm, Wolfram Göbel, Kristina Kargl. München 2012, 132–165.

lächerlich gemacht wurde.<sup>24</sup> Seine Mittäterschaft war keine »Kirchweihrauferei«, denn er setzte damit planvoll die im Krieg begonnene Parteinahme fort. Er setzte auch sein jämmerliches Doppelspiel fort, für das ihm Uhlands Geist schon die Leier um die Ohren hätte schlagen sollen.

Man kann diese Beiträge nicht lösen von der Tradition des literarischen Antisemitismus, auch wenn ihr Verfasser sie schrieb in einer Lebensphase, die ganz erfüllt war von persönlicher Ergebenheit gegenüber einer Frau aus jüdischen Haus. Bleich nannte die Beiträge »ekelhaft«. Dem ist nichts hinzuzufügen.

---

<sup>24</sup> Gertrud Maria Rösch: *Ästheten. Intellektuelle. Schlawiner. Drückeberger. Die Auseinandersetzung um die moderne Malerei im Simplicissimus 1910-1921*. In: *Zwischen den Wissenschaften. Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte. Bernhard Gajek zum 65. Geburtstag*. Hg. v. Gerhard Hahn und Ernst Weber. Regensburg 1994, 334-345.